

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Buchbesprechung: Neue Bücher

Autor: Fierz, Anna

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



NEUE BÜCHER



EDUARDS UNSELIGE ERBEN. Die Kriegshetzer. Von Moritz Löb. Augsburg 1915. Haas & Grabherr, Verlag. 133 S.

Es ist nicht leicht, den Zweck vorliegender Schrift einzusehen. Ihre Tendenz entdeckt man sofort; diese ergibt sich schon aus dem im Stil eines Kolportageromans gehaltenen Titel und aus dem Bild auf dem Umschlag, auf dem der Kopf Eduards VII. inmitten roter Flammenzungen über einer schwarzen Erdkugel schwebt. Aber warum der Verfasser es für nötig gehalten hat, seine These über die bösen Kriegshetzer der Entente, die das unschuldige Deutschland überfallen hätten, in einer besonders Broschüre eingehend darzulegen, bleibt dunkel. Weder Stil noch Denkart noch Wissen erheben sich über den journalistischen Durchschnitt, und wer das Buch durchliest, erfährt nichts anderes, als was er schon unzählige Male in den Leitartikeln deutscher Zeitungen gelesen hat. Wenn man es als ein Charakteristikum der publizistischen Literatur betrachtet, dass sie gegenüber der Tagesschriftstellerei höhere Gesichtspunkte zur Geltung bringt, so wird man ihr das vorliegende Werkchen nicht zurechnen können. Die Schablone herrscht durchaus vor. In den Beamtenstaaten des Kontinents betrachtet man die englischen Minister bekanntlich in der Regel als Dilettanten, weil sie keine regelrechte Karriere durchgemacht haben. Das stimmt in vielen Fällen, aber nicht in allen, und nur ein Autor, der Winston Churchill unter allen Umständen in das Schema einreihen will, kann sich so ausdrücken, als sei jener vom Journalisten zum Minister avanciert, während der ehemalige Marineminister doch in erster Linie Soldat war, bevor er sich der Politik widmete, und in verschiedenen Weltteilen in jungen Jahren mit Erfolg gedient hat. Aber freilich wenn man

dies genügend hervorhobe (ganz hat der Verfasser die Tatsache nicht verschwiegen), so könnte man es nicht mehr als einen Ausfluss von Ignoranz hinstellen, dass er (angeblich) „Truppen zur Verteidigung Antwerpens über den Kanal sandte, die noch nicht gelernt hatten, ein Gewehr abzufeuern“. Doch der Verfasser ist bescheiden. In eben demselben Abschnitt über Churchill heißt es einmal: „Das war, wie jedes Kind in Deutschland weiß, Sinn und Ziel von König Eduards Einkreisungspolitik“. Nun ist aber das Urteil von Kindern in politischen Dingen nicht immer der Weisheit letzter Schluss, und wer Bücher schreibt, sollte sich wohl eher angelegen sein lassen, die Jugend in ihren Ansichten zu klären, als in ihren vorgefassten Meinungen zu bestärken. Denn diese entstammen ja nur dem allgemeinen politischen Milieu und wo dieses seine Herrschaft ausübt, erscheinen Bücher, die mit ihm übereinstimmen, recht überflüssig.

HELVETICUS

*

CLARA STERN, GEDICHTE. Rascher & Co. Zürich und Leipzig 1916.

Dieses Bändchen Erstlingsverse trifft der oft berechtigte Vorwurf nicht, mehr aus fremdem als aus eigenem Erleben zu schöpfen. Bei ganz seltenen Anklängen — einmal drängte sich eine Wendung C.F. Meyers auf — prägt sich vielmehr in seinen formal selbständigen Versen auch eine bestimmte dichterische Individualität aus. Sie neigt zu ernster Betrachtung, mehr als zum lyrischen Aufschwung, und tritt in den kontemplativen Sprüchen schärfer, eigenartiger hervor als im Liede. Ihr Grundzug ist eine echt dichterische, getragene Stimmung, die sich aus dem Bewusstsein von der ewigen Gleichheit des menschlichen Schicksals unter allen Formen, zu allen Zeiten erhebt. Von diesem Standpunkte aus blitzen auch etwa sa-

tirische Streiflichter auf. Hin und wieder regt sich gleichwohl der Wunsch nach größerer Mannigfaltigkeit der Töne. Die Form ist meist klar und schön, die Behandlung der überlieferten Strophenformen frei und doch fein, durchgeistigt zumal die der Antike nachgebildeten. Selten fällt eine lässliche, dilettantische Wendung auf, die stehen blieb, wo sich bei strengerer Prüfung leicht das Bessere gefunden hätte.

Lässt's Einer an der Mühe nur nicht fehlen,
N'en rechten Unsinn in System zu bringen,
Davon zu reden, wie von heil'gen Dingen:
Auf Jünger und Gemeinde kann er zählen.

Warum heißt es hier, Zeile zwei, nicht: „Den baren Unsinn“ oder „Den hellen Unsinn“ usw., wo doch schon oben, Zeile eins, apostrophiert wurde? Dergleichen Spuren stören in einer Sammlung, deren geistige Tiefe über den Durchschnitt ähnlicher Erscheinungen hinausragt und das Büchlein unter jene Publikationen einreicht, die neben der zünftigen Produktion Beachtung fordern, weil sie oft mehr als diese dem Endzweck aller Poesie, Leben zu künden, nahe kommen.

M. N.

*

„DAS FLEISSIGE HAUSMÜTTERCHEN“. Ein Führer durch das praktische Leben für Frauen und erwachsene Töchter, von Susanna Müller. Mit 4 Kunsttafeln und 345 in den Text gedruckten Abbildungen, davon 239 für Handarbeiten und Schneiderei. 17. neu bearbeitete und vermehrte Auflage, gleichzeitig ausführlichstes Kochbuch für den Selbstkocher, sowie Kochkisten jeder Art. Verlagsbuchhandlung Albert Zeller, Zürich.

Die Gegensätze berühren sich . . . Gab es nicht eine Zeit, und sie liegt gar nicht weit hinter uns, da die „nur Hausfrau“ von ihrer im Geschäftsleben stehenden Schwester, oder gar von der ihr an Bildung meist überlegenen Frau oder Fräulein Doktor fast als ein etwas veralte-

tes Ding, das nicht mehr in unsere „moderne“ Zeit passt, mitleidig über die Achsel angesehen wurde. Als ob das stete Hantieren mit Pfanne und Kelle, mit Nadel und Faden, oder gar mit ihren an Leib und Seele lebendigen Kindern unbedingt zu einer Verarmung des Geistes führen müsste! Und heute? Fast auf der ganzen Linie, möchte ich sagen, ertönt der Ruf nach besserer hauswirtschaftlicher Ausbildung der Frauen und Mädchen; er ergeht an die Schulbehörden, an gemeinnützige Gesellschaften, an den Bund zur Unterstützung dieser Seite weiblichen Bildungswesens, er geht durch unsere Presse. Und er kommt von einsichtigen Männern und Frauen, die wohl sehen, was not tut. Wo ist sie denn verloren gegangen, die vielgerühmte, hauswirtschaftliche Tüchtigkeit unserer Mütter und Großmütter? Ist sie nicht — trotz aller möglichen denkbaren technischen Verbesserungen — in unserer allzu geschäftigen, industriellen Betriebsamkeit, die so viele Frauenkräfte fordert, verkümmert? Wir müssen sie wieder zu erreichen suchen; hauswirtschaftliche Tüchtigkeit der Frauen ist für die Familie und für das Volk notwendig, sie schließt aber auch die Ausbildung anderer Begabung und die Betätigung der Frau auf weiteren Arbeitsgebieten nicht aus. Die Frau besinne sich auf sich selbst, auf ihre Eigenart, nicht engherzig und kleinlich wird sie werden, wenn sie ihre Pflichten als Hausfrau richtig erfasst und weitblickend ausübt.

Ein Buch, das den Hausfrauenberuf so erfasst wissen möchte, liegt vor uns, es ist das altbekannte *Fleißige Hausmütterchen* von Susanna Müller, das in 17. Auflage, neubearbeitet und erweitert durch Frau J. Bosshardt-Winkler und Frl. Marta Schmid, Lehrerin, den Frauen und Töchtern unserer Tage auf allen Gebieten der Hauswirtschaft und Familienpflege seine Führung anbietet.

Das reichhaltige Buch, von gut schwei-

zerischem Gepräge, dessen Bearbeiterinnen die Forderungen unserer Zeit, die Ergebnisse der Forschungen z. B. auf dem Gebiete der Ernährungslehre berücksichtigt haben (ich möchte hier gerne auf den kürzlich in *Wissen und Leben* erschienenen Artikel über Hindhedismus verweisen) sei, auch als schönes Weihnachtsgeschenk, bestens empfohlen.

—e—

*

DIE SEPPE. Von Esther Odermatt. Eine Geschichte aus Unterwalden. 1916. Zürich und Leipzig. Verlag von Rascher & Cie.

Diese Geschichte aus Unterwalden spielt in der Franzosenzeit. Die Helden, mit Ausnahme des Knechtes Friedli, gehören zu den Patrioten, die die helvetische Konstitution befürworten. Es sind also aufgeklärte Bauern, Rousseauler sogar. Der Großvater der Seppe ist Arzt und Staatsmann, ein Kulturhauch aus seinem Hause in Stans weht in ihr väterliches Heimen, die Schwand. Der ins Land brechende Mord und Brand vernichtet dieses Heimen, wie auch Meister und Knecht ihm zum Opfer fallen. Dieses Verhängnis trifft die Heldin umso grausamer, als sie den in der kraftlosen Hand ihres Vaters verlotterten Hof heraufgearbeitet und im harten Drang dieser Arbeit dem Vater die Liebe, um die sein brechender Blick noch bettelt, nicht gezeigt hatte. Tragik und Heldentum der Abderschwandleute greifen aber noch tiefer (und reifen dem Buche einen herb-süßen würzigen Kern der Heimatkunst): um ihrer fortschrittlichen Ideen willen gehasst und verfolgt, schlagen sie sich in der Not zu ihren Verfolgern, den armen, missleiteten Landsleuten; Seppe muss ihren Jugendfreund, einen in Paris vom Revolutionstaumel ergriffenen Schwärmer, der ihr eine landesverräterische Handlung zumutet, von sich stoßen; der gläubige Aufblick zum fremden Geist schlägt der Schweizerin zum Unglück aus.

Eine feine Geistigkeit macht das Besondere dieser Bauerngeschichte aus. Ein unsichtbarer Idealstil spricht hinter ihrem Realismus. Der bäuerliche Geist schöpft aus der ihm zufließenden Bildung nur Kraft; Seppe besitzt ihn nicht nur, sie *will* ihn besitzen; sie bekennt sich zu ihm mit der aufflammenden Tatkraft der nach einem Lebensziel ringenden Frau sowohl als mit der Treue an der Scholle. Bewusstheit ihres Handelns und Fühlens fällt bei den Helden dieses Buches auf: sie prüfen ihre Herzen und wägen ihre Gedanken. Die mit häufigen Rückblicken arbeitende Technik der Verfasserin ist recht charakteristisch für das Buch. Für eine Reihe von Geschicken und Gestalten wird das Innenleben der Heldin zum Schauplatz und zwar erzählt sie nicht, sie betrachtet. Das ersetzt oft epische durch beweglich intime Wirkungen. Die Geschehnisse werden am vollgereiften Urteil der erst als fertige Persönlichkeit ins Buch tretenden Heldin gemessen und aus ihren von währenden und kommenden Konflikten erschütterten inneren Anschauung heraus auf besondere Weise deutlich. Überall beweist hier die Verfasserin psychologische Feinheit und hingebende Einfühlung.

Die mit gesparter Kraft gestalteten epischen Partien besitzen ein erregtes und ergreifendes Leben und große Anschaulichkeit. Esther Odermatt macht sich, während ihr Herz vernehmlich schlägt, Sachlichkeit, Läuterung, sorgfältige Wahl des bedeutsamen Details zur Pflicht. Immer gibt sie in Einkleidung und Situation Eigenes. Ihre Vertrautheit mit Weg und Steg trägt Frucht, sie verinnerlicht ihr den Ausdruck der tragisch bewegten sowohl als in der Verklärung des schönen Landesbildes ruhenden Landschaft. Im ganzen haben wir trotz inniger Farben den Eindruck der Zeichnung, der eindrucklichen Schwarzweißkunst. Mitunter scheint sich eine junge Sprödigkeit der Ver-

fasserin zu bekunden: „Nie prahlt ich mit der Heimat noch“, auch das Gefühlsmäßige liegt hinterfeinen Schleiern, es ist, als wolle in ihrem poetischen Erstling die Verfasserin es der Betastung entziehen.

Das Historische geht restlos in der Privathandlung auf. Die Komposition besitzt schöne Maße, großen Ausdruck und Gleichgewicht von Ruhe und Bewegung. Viermal offenbart die beherrschte und stille Seppe, von Seelenstürmen weite Wege, einmal unter verzweifelten Ruderstößen dem brennenden Stans entgegen, gejagt, die Leidenschaft ihrer Kraft und Geste. Die überlegt gewählten und gruppierten, zur Geschlossenheit durchgearbeiteten Gestalten erringen sich unseren nachhaltigen Eindruck.

ANNA FIERZ

✱

BRIEFE ALBERT WELTIS. Eingeleitet und herausgegeben von Adolf Frey. 1916. Verlag von Rascher & Cie. in Zürich und Leipzig.

Diese Briefe bekunden die Gabe des originellen, energischen und prägnanten Ausdrucks. Bedürfte die Dichterart Albert Weltis eines Beweises, diese literarischen Dokumente seiner Persönlichkeit würde ihn erbringen. Welti hat ein fühlbares Behagen an der Aussprache, ein Behagen, das die freimütigen Klagen des oft Gehetzten und Überbürdeten in der Regel bald ablöst. Seine Lust, sich mitzuteilen, das Freundesangesicht vor sich zu zaubern, des Freundes Angelegenheiten zu den seinen zu machen, die Fülle und drängende Bereitschaft des Stoffes, die Wohltat, „Streber und Neidharte“, wie Frey sagt, „wirkliche oder vermeintliche Verfechter widerstreitender unleidlicher Richtungen“ zu zausen und im Kampf und Lärm des Kunstbetriebes, den die Phantasie dem ohnehin Hellhörigen und Leichtempfindlichen vergrößerte, selber

mit wuchtigen Streichen dreinzuschlagen, der immer wieder springende Quell seiner Liebenswürdigkeit, alles garantiert diesem Briefschreiber die „gute Stunde“, von der Frey spricht. Sein schöpferischer Geist macht vor dem Briefblatt nicht halt. Frei von jeder Pose und Selbstbespiegelung, rückhaltlos, treuherzig, vertrauend, im rastlosen Spiel seiner durchdringenden Intelligenz offenbart er sich fast restlos. Dass das Pathos diesen Offenbarungen fehlt, charakterisiert sie besonders. Das *unausgesprochene* Pathos der seelisch so durchsichtigen Weltbriefe wird Jeder ahnen, dem Kampf und Tragik dieses Malers — die Tragik des frühen Todes, der früh einsetzenden Leiden und Verdüsterungen bei überreicher Eingebung und „zaudernder Produktion“ — bekannt sind. Es durchdringt die Kundgebungen seines Eigenstolzes, seines künstlerischen Ernstes, der geharnischten Tapferkeit, der Heiligkeit seines künstlerischen Willens.

Mit lyrischen Schilderungen hält er sich nicht auf. Er nennt seine Reiseziele, seine Gabe der poetischen Landschaft lässt er begreiflich hier unbenutzt. „Was Einer singen kann, sagt er nicht“. Das Wort Spittlers wird auch für den, der malen kann, gelten. Eher hat die Sehnsucht einige Landschaftsbilder in seinen Briefen beglänzt, wenn die für sein, wie Frey es nennt, zerstückeltes Leben charakteristischen Ortsveränderungen vorschwebten. Nichts kann bezeichnender für dieses Leben sein, als dass es enden musste, nachdem ein Inbegriff vornehmer schweizerischer Heimatlichkeit, das Landhaus Onkel Mänis,¹⁾ ihm seine Gartenpforten geöffnet hatte.

Begreiflich interessieren die so starkgestimmten Briefe als eine Durcharbeitung des Problems: Was gewinnt und verliert der Schweizerkünstler fern von seiner Heimat? In ihrem Gehalt an reiner Menschengüte liegt ein Wert der

¹⁾ aus den Landorfernovellen v. Tavels.

Weltischen Briefe, in ihrer reich aufgestapelten Kunstweisheit ein anderer. In den Urteilen dieses Malers, in seinen Untersuchungen, Erläuterungen, Vergleichen, welche ein schlagendes Raisonement, welche Sicherheit, gestützt auf das Studium der Meister aller Zeiten, ihrer Malweisen und ihres Geistes, welche Unfehlbarkeit des Geschmackes, welche Gerechtigkeit und Wärme!

Im bloßen Ton dieses feinfühligem Schreibers liegt Charakteristik seiner Briefempfänger; sie spiegeln sich in seiner Dankbarkeit, in seinem Herzensanteil, in seiner angelegentlichen, ernsten und feinen Kritik. In eine Kunstepoche von nahezu drei Jahrzehnten werfen die Weltischen Briefe, vom Standpunkt einer Autorität aus, scharfe, eigenartige, fein individuelle und, da Geist und Herz ihres Verfassers gleich lebhaft sprechen, schöne Beleuchtungen. Die Werte und Vorzüge der Briefe sind auf beschränktem Raume nur andeutbar: sie sind einnehmend natürlich, schweizerisch unfeierlich; dem Druck der Jahre setzen sie entgegen einen Zug von Jugend. Zartgefühl, Loyalität, Hoffnungsfähigkeit bezeugen sich stets erneut. Fast bis zum Ende bleibt die Hoffnung dieses Künstlers, nach dem Worte Kellers „wie eine Blume offen“. Übrigens ist das Charakterbild der Briefe heftig bewegt. Ein sprachkräftiger Witz, ein oft bitter gefärbter Humor speist seine Aburteilungen und oft verzweifelten Auslassungen — es handelt sich um die Verzweiflung des weichen Gemütes — angesichts von Strebertum, Unsinn, Formlosigkeit, Unechtheit und Unredlichkeit jeder Art. Tief herauf geholt ist der Schatz der für den Künstler geltenden Lebensregeln. Die technischen Aufschlüsse und Erörterungen sind so umfassend als interessant. Wo er von sich selbst spricht, verbindet er sympathische Bescheidenheit mit imponierender Festigkeit, Herzensglut hinter schlichtem Ausdruck verbergend.

Es geht — nicht aus Klagen — aus den eindrucklichen, detaillierten Aufschlüssen Weltis über seine Tagesaufgaben, über die, wie Frey sagt, „grundstürzenden Metamorphosen und mühsamen Wandlungen“ seines Werkes hervor, wie hart die Hand seines Dämons auf den Schultern des von der Lebensmitte an körperlich geschwächten und von Missgeschicken verfolgten Künstlers lastete. Seine Tapferkeit macht keine Worte. Glück und Qual seiner Gesichte beschweigt er, desgleichen die Seele seiner Bilder, ihren Bekenntnisgehalt. Es ist auffallend, wie wenig er zeitweilig über seine einzelnen Schöpfungen und seine damit verbundenen Absichten spricht, selbst wo er an Fachgenossen schreibt. Widerstrebe es dem Unfeierlichen? Floh er vor den Erschütterungen, auch mit dem Worte in seinen Tiefsinn zu steigen?

Die Einleitung Freys komplettiert die Weltibriefe. Neben den bedeutenden *Menschen* stellt er das bedeutende *Bildnis*. Welti gibt sich mit der (ohne Zwang und Absicht ausgeschütteten) Fülle aus, wie sie dem Künstlergeist und -Temperament im Lauf von Jahrzehnten auf das Briefblatt strömt. Frey sammelt den Reichtum, er wählt, ordnet, gruppiert, vervollständigt die bezeichnenden Züge; er zieht und schließt die große Linie; er rückt das Schicksals- und Menschenbild in die Klarheit und Ruhe der Kunst. Von Welti erfahren wir die Entstehungsgeschichte und überhaupt die Geschichte seines Werkes. Frey breitet es vor uns aus, er läßt uns schauen und spüren: seine, des Weltischen Werkes, dämonische Macht, seinen paradiesischen Glanz, seine krausen Gebilde und gespenstischen Zauber, seine Romantik und Märchenhaftigkeit, den, wie er sagt, „ziehenden, rieselnden, raunenden Spuk deutscher Sage“. Er zeigt auf die Weltischen Brunnen und Brücken, Fiedler und Eremiten, Hexen, Wolkenreiter, Wandler hinter Särgen und

durch das Frührot der Legende. Auf allen Stufen ihrer Entwicklung sind sie charakterisiert, gedeutet und angekündet.

Frey als Darsteller schöpft hier aus dem Vollen. Sein eigenes Verhältnis zu diesen Stoffen ist ein intimes; die Qualitäten, die er darzustellen hat, epische Fülle und visionäre Gewalt, sind auch die seinen; das Wesen der schweizerischen Phantasieliteratur ist für seine tiefgehende Untersuchung der gegebene Gegenstand.

Das alte Zürich ist seit langem ein Elitestoff Freys, immer tiefer und eigenartiger hat er sich dem Dichter gefärbt, immer feiner poetisch krystallisiert. Den Ursprüngen und Inspirationen Weltischer Phantasie und Kunst nachgehend, gibt er, was man einen klassisch reinen Auszug der auf diesem Gebiete bisher von ihm entfalteten Bildstärke und Stimmungsmacht nennen möchte, und eine neue Blüte seiner Zürichseelandschaftskolorite öffnet sich. Es geht namentlich von den Brücken unserer Stadt, die als die Vorbilder der symbolisch, schicksalsmäßig gearteten

Weltischen Brücken bezeichnet werden, ein unauslöschlicher Eindruck des Buches aus. Zu den bildnerischen Werten und der erlesenen vollkommen gereiften Freyschen Sprache tritt in dieser Einleitung die Schönheit der Komposition, die imposante, dabei unauffällige Planmäßigkeit, die Eleganz, der feine Schwung der Entwicklung, Abtönung, Durchführung.

Der Kunst dieser vielleicht glänzendsten Freyschen Essays kommen an Bedeutung gleich die Kunsteinsichten, die er vermittelt, die kritischen Erwägungen, die technischen Untersuchungen und Aufschlüsse, die Vergleiche und Unterscheidungen, darunter die Auseinanderhaltung Böcklins, Weltis und Kellers. Die Charakteristik der Weltischen Bilder, die Darstellung der Experimente und Wandlungen, die zwischen ihrer Empfängnis und Vollendung lagen, vollzieht neben dem bedeutenden Kritiker, den Blick auf die ewige Künstlertragik und über sie hinaus auf auch ihm erschlossene Gefilde der Seligen gehettet, der *Dichter*.

ANNA FIERZ



Il se dit, en société, beaucoup de sottises, par besoin de causer. Toutefois le jeune homme qui a quelque estime de lui-même tombe facilement dans une autre erreur, en débutant dans le monde: il attend, pour parler, d'avoir des choses extraordinairement belles et importantes à dire. C'est ainsi qu'à force d'attendre, il arrive qu'il ne parle jamais. La conversation la plus sensée du monde et la plus spirituelle se compose, en majeure partie, de propos frivoles et banals qui servent du moins à entretenir la conversation. Il est nécessaire que chacun se résigne à dire souvent des choses ordinaires pour en dire, quelquefois seulement, d'extraordinaires.

G. LEOPARDI, *Pensées*.



Berichtigung. Im Artikel von K. Bänninger (Heft 4) soll es heissen S. 176, Z. 2 von unten: im Grase *liegend*, statt im Grase riechend.

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.

Redaktion und Sekretariat Bleicherweg 13. — Telephon 77 50.